

*Jörg W. Ziegenspeck*

# BORDGESPRÄCHE

## **Interviews an verwunschenen Orten in Mecklenburg-Vorpommern**

**In Rerik  
mit Frau Pastorin  
Karen Siegert,**

**in Kröslin  
mit dem Bürgermeister  
Wolfgang Woy und dessen Ehefrau  
und**

**in Lassan  
mit dem Ingenieur und Sozialwissenschaftler  
Dr. Uwe Bastian**

**Augsburg  
2013**

## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorbemerkungen</b>	3
<b>Eine Idee entsteht</b>	4
<b>Bordgespräch mit unserem ersten Gast, Frau Pastorin Karen Siegert, in Rerik</b>	6
<b>Erste Kontaktaufnahme zu unserem zweiten Gesprächspartner, dem Bürgermeister der Gemeinde Kröslin</b>	19
<b>Das erste Mal in Kröslin</b>	19
<b>Ein Wiedersehen nach langen Jahren</b>	19
<b>Gespräch an Bord</b>	20
<b>Gespräch mit Anneliese und Wolfgang Woy im Büro des Bürgermeisters der Gemeinde Kröslin</b>	22
<b>Erste Kontaktaufnahme zu unserem dritten Gesprächspartner, Dr. Uwe Bastian</b>	39
<b>Gespräch mit Dr. Uwe Bastian in Lassan</b>	42
<b>Nachbemerkungen</b>	78

---

**Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 by ZIEL-Verlag  
Zentrum für interdisziplinäres erfahrungsorientiertes Lernen GmbH

**ISBN 978-3-940562-90-6**

---

Jörg W. Ziegenspeck

# BORDGESPRÄCHE

## Interviews an verwunschenen Orten in Mecklenburg-Vorpommern

In Rerik mit Frau Pastorin Karen Siegert,  
in Kröslin mit dem Bürgermeister Wolfgang Woy und dessen Ehefrau und  
in Lissan mit dem Ingenieur und Sozialwissenschaftler Dr. Uwe Bastian

---

### Vorbemerkungen

Nun gehört die Zeit wieder uns und wir gehören der Zeit. – Das ist der erste befreiende Gedanke, als wir am 23. Juni (so spät ging es bei früheren Reisen selten los) den Hafen von Neustadt i. H. verlassen. Diesmal haben wir keine großen Pläne; die Küsten Mecklenburgs <sup>1</sup> und Vorpommerns <sup>2</sup> wollen erkundet werden. Zwar waren wir

---

<sup>1</sup> *Mecklenburg* ist eine Region im Norden Deutschlands. Mecklenburg war ein jahrhundertealtes reichsunmittelbares Territorium von Deutschland mit eigener Geschichte und Kultur und ist heute der westliche und größere Teil des Landes *Mecklenburg-Vorpommern*. Die größten Städte *Mecklenburgs* sind Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Wismar und Güstrow. Die historische Grenze zwischen *Mecklenburg* und *Vorpommern* verläuft vom Fischland westlich von Ahrenshoop nach Süden, quert den Saaler Bodden bis zur Recknitzmündung, trennt das mecklenburgische Ribnitz vom pommerschen Damgarten, führt mittig von Recknitz und Trebel bis nördlich von Demmin, um westlich Demmins auf die Peene zu stoßen, führt entlang dieser bis zum Kummerower See, quert diesen und verlässt ihn entlang der Ostpeene. Südlich von Altentreptow trifft sie auf die Grenze zum Landkreis Mecklenburg-Strelitz und umrundet Werder und Friedländner Große Wiese entlang des Kleinen und Großen Landgrabens sowie des Weißen Grabens, bis sie schließlich südlich von Rothemühl auf die Landesgrenze zu *Brandenburg* trifft.

<sup>2</sup> *Vorpommern* ist im politischen Sinn die Bezeichnung des bei Deutschland verbliebenen Teiles der preußischen Provinz *Pommern* und bildet zusammen mit *Mecklenburg* das Land *Mecklenburg-Vorpommern*. Es umfasst den östlichen Teil und etwa ein Drittel des Landes. *Vorpommern* liegt im Nordosten Deutschlands, grenzt im Osten an *Polen* und im Norden an die Ostsee, im Westen an den Landesteil *Mecklenburg* und im Süden an das Land *Brandenburg*. Unter *Vorpommern* verstand man (im Gegensatz zu *Hinterpommern*) seit dem Westfälischen Frieden 1648 den Teil Pommerns westlich der Oder, also inklusive dessen Hauptstadt Stettin. Durch die Grenzziehung von 1945 – die ab Mescherin die Oder verlässt und weiter westlich führt – kam das Gebiet zwischen dieser und der Oder mit Stettin, Swinemünde, Neuwarp zu *Polen*. Im Sprachgebrauch der von dort vertriebenen deutschen Bevölkerung wird hierfür der Begriff *Stettiner Zipfel* verwendet, um deutlich zu machen, dass dieser an *Polen* gefallene Teil *Pommerns* historisch nicht zu *Hinterpommern* gehörte. Heute wird der Begriff *Vorpommern* allgemein für den deutschen Teil verwendet. Die größten Städte *Vorpommerns* sind: Stralsund, Greifswald, Sassnitz, Wolgast, Ueckermünde, Usedom und Anklam.

hier bereits mehrfach in den letzten zwanzig Jahren unterwegs, zuletzt aber meist nur „auf Durchreise“, weil fernere Ziele lockten.

Giselas Wunsch war es, nur alle zwei Jahre eine längere Segelreise zu machen, dazwischen also kürzere, das heißt auch näher zu Deutschland liegende Routen abzustecken. 2009 war es die Ostseemrundung in 180 Tagen gegen den Uhrzeigersinn <sup>3</sup>, 2010 „Rund Jütland“ mit dem Besuch vieler Nord- und Ostseeinseln (60 Tage) <sup>4</sup>, 2011 wurde der Traum wahr, die fantastische norwegische Küste bis hoch zu den Inseln der Vesterålen und der Lofoten (also ins „Land der Mittsommernächte“ 350 km nördlich vom Polarkreis) in 160 Tagen abzusegeln <sup>5</sup>. – Nun also die deutsche Ostseeküste: Segeln „vor der Haustür“ quasi, gleichwohl mit wachen Augen und großer Neugier.

### **Eine Idee entsteht**

Unser erstes Ziel ist der kleine Ort Rerik, der zwischen Ostsee und Salzhaff liegt.

Warum Rerik ? – Das hat folgende Bewandtnis:

Auf allen Reisen, die wir in den vergangenen drei Jahren machten, führten Gisela und ich Tagebuch. Die sorgfältigen Aufzeichnungen und ausgewählten Photographien bündelten wir zu Reiseberichten, die im Verlag ZIEL (Augsburg) veröffentlicht wurden. Gisela schimpfte zwar zunehmend, sie sei schließlich nicht mit einem Schriftsteller verheiratet, der auf Reisen ständig am Computer sitze, aber beteiligte sich dann doch aktiv an der Sicherung von Reisedaten und -fakten und geduldig an der gewissenhaften Aufbereitung unserer Erfahrungen.

Nun macht es aber wirklich keinen Sinn, über die deutschen Ostseeküsten den x-ten Reiseführer zu verfassen. Auch für Segler liegen bereits zahlreiche Törnberichte und nautische Ratgeber im Druck vor. Deshalb suchte ich nach einem anderen Projekt, mit dem ich mich unterwegs beschäftigen wollte. Unter dem Motto „Bordgespräche“ fand ich schließlich den Aufhänger, denn Begegnungen mit Menschen sind für mich unterwegs stets wichtig, spannend und interessant. Mit ausgewählten Persönlichkeiten am Rande unseres Segeltörns ins Gespräch zu kommen und so ein paar biographische Skizzen zu Papier zu bringen, schien mir durchaus reizvoll.

Ich erinnerte mich an Morgenandachten im Rundfunk, die der NDR von einer Pastirin aus Rerik vor Jahren ausgestrahlt hatte und die mich damals spontan zum intensiveren Hinhören veranlasst hatten. Da sprach eine Theologin, der es wichtig war, dass ihre Botschaft bei den Hörern ankommt, und die etwas zu vermitteln wusste.

<sup>3</sup> Gisela Brehmer-Ziegenspeck / Jörg W. Ziegenspeck: Going East. Mit dem Segelschiff in 180 Tagen um die Ostsee. Segeln in der „Dritten Hälfte“ des Lebens. Augsburg (Verlag ZIEL) 2010 (ISBN 978-3-940562-53-1)

<sup>4</sup> Jörg W. Ziegenspeck: Respekt. Respekt ... Das erste Mal auf eigenem Kiel in den Watten und auf der Nordsee. Bericht über einen Sommertörn. Augsburg (Verlag ZIEL) 2010 (ISBN 978-3-940562-55-5)

<sup>5</sup> Gisela Brehmer-Ziegenspeck / Jörg W. Ziegenspeck: Kurs Nord. Mit MSY 'NORDLICHT' (Hamburg) nach Norwegen. Augsburg (Verlag ZIEL) 2011 (ISBN 978-3-940562-73-9)

Auch wenn ich heute nicht mehr genau erinnere, welches die damalige Botschaft konkret war, blieb doch haften, dass die Pastorin sehr anschaulich aus ihrem engeren Wirkungskreis berichtete, aus ihrer Gemeinde in Rerik.

Später konnte ich die Andachtstexte noch einmal nachlesen. Aus einem möchte ich zitieren, auch deswegen, weil er beides aufgreift, den „Lesenden Klosterschüler“ von Ernst Barlach und den Roman von Alfred Andersch<sup>6</sup>, der zu unserer Bordlektüre gehört, nicht zuletzt auch, weil die Kraft des Wortes zusammenzubringen versteht, was sonst nie zusammengelassen wäre:

„Heute geht es um eine Figur, die gar nicht in unserer Kirche ist, nie da war und wohl auch nie hier sein wird und trotzdem eine wichtige Rolle nicht nur für die Kirche, sondern auch für unseren Ort Rerik spielt. Es ist der 'Lesende Klosterschüler' von Ernst Barlach. Alfred Andersch stellt die Figur in den Mittelpunkt seines Romans: 'Sansibar oder der letzte Grund'. Der 'Lesende Klosterschüler' ist bedroht und soll übers Meer nach Schweden vor den Nazis in Sicherheit gebracht werden. Einen Pfarrer, einen Fischer, einen Kommunisten, eine Jüdin und einen Jungen bringt der 'Lesende Klosterschüler' durch seine Bedrohung miteinander in Verbindung.

Viele Besucher, die den Roman gelesen haben, sind enttäuscht, die Skulptur hier nicht zu finden und erfahren, dass es eine fiktive Geschichte ist, die Andersch – aus welchem Grund auch immer – in Rerik spielen lässt.

Aber in unserer Stadt hat der 'Lesende Klosterschüler' viel bewirkt und unterschiedliche Menschen zusammengebracht. Seit vier Jahren gibt es Kulturtage, die sich u.a. mit den Themen und Fragen aus dem Roman beschäftigen. Kirchennahe und Kirchenferne, Männer und Frauen, Junge und Alte treffen sich.“

War es da verwunderlich, dass ich diesen Ort in der Hoffnung als Ziel vorschlug, hier das erste „Bordgespräch“ mit dieser Seelsorgerin führen zu können ?

Eine Idee war damit geboren, ihre Realisierung stand jedoch auf äußerst wackeligen Beinen. Denn weder hatte ich Erfahrungen mit Interviews, Notizbuch und Tonbandgerät, noch wusste ich, wie schwierig es werden dürfte, geeignete und bereitwillige Gesprächspartner zu finden. Aber Mut habe ich und auf Menschen zuzugehen, fällt mir auch nicht gerade schwer – je älter ich werde, desto weniger.

Die Ansteuerung von Rerik erfolgt über eine betonnte, schmale Rinne, die zu verlassen nicht ratsam ist, denn zu beiden Seiten wird das Wasser im Salzhaff rasch flach. Von weitem ist bereits der markante Kirchturm von Rerik zu sehen – das unbestrittene Wahrzeichen des Ortes, der bis 1938 Alt-Gaarz hieß und in der Zeit des Nationalsozialismus aus völkischen Gründen von seinem unliebsamen slawischen Ursprung befreit. Bei der Namenswahl des Ortes Rerik ging man seinerzeit allerdings von der inzwischen historisch widerlegten Meinung aus, dass es hier ursprünglich einmal einen Hafentort gleichen Namens gegeben habe. Als kleine Dreingabe wurden dem Ort Rerik 1938 gleichzeitig die Stadtrechte verliehen.

Beim Besuch der Kirche treffen wir einen Mann, der meine bange Frage, ob es die von mir gesuchte Pastorin (noch) gibt, bejaht: „Frau Siegiert lebt mit ihrem Mann zusammen im alten Pfarrhaus und steht mit beiden Beinen fest im Leben!“ Auf meine Bitte hin gibt er mir ihre Telefonnummer und ermutigt mich, sie direkt anzusprechen.

<sup>6</sup> Alfred Andersch: Sansibar oder der letzte Grund. Reihe „Welt-Edition. Berlin (Springer Verlag) 2009.

Am nächsten Morgen stehe ich dann vor der unabgeschlossenen Tür des alten Pfarrhauses, das einen Steinwurf weit von der Kirchmauer entfernt liegt. Kein Schild, keine Klingel sind zu entdecken; so klopfе ich beherzt. Eine eher kleine Frau mit quicklebendigen Augen und freundlicher, zugewandter Ausstrahlung öffnet. Nachdem ich mich vorgestellt und mein Begehren vorgetragen habe, bittet sie mich in ihr Arbeitszimmer. Die Idee, auf unserem Segeltörn entlang der Küste Menschen aufzuspüren, mit denen Gespräche zu führen lohnt, gefällt ihr sichtlich. So sagt sie für den nächsten Tag zu und will uns an Bord besuchen kommen.

Gisela bereitet Tee und Kaffee vor, Kuchen habe ich bei der alteingesessenen Bäckerei Graf besorgt, die als „Villa Krone“ das erste Anwesen war, das hoch über dem Steilufer um 1900 erbaut worden war und damals signalisierte, dass sich so etwas wie ein Kurbetrieb – wenn auch zaghaft, dann aber stetig – in Rerik zu entwickeln begann.

### **Bordgespräch mit unserem ersten Gast, Frau Pastorin Karen Siegert, in Rerik**

Pünktlich um 15.00 Uhr sehe ich Pastorin Siegert schwungvoll mit ihrem Fahrrad vor unserem Steg vorfahren. Wir freuen uns über das Wiedersehen. Gleich am Anfang sagt sie, dass sie „eine gute Stunde“ Zeit mitgebracht hätte, danach müsse sie mit ihren Hunden einen Spaziergang machen, um dann zu einem nächsten Termin aufzubrechen. Damit ist das Zeitfenster zwar eng, aber fixiert.

Karen Siegert klettert mühelos an Bord; sie erscheint in jugendlich-modischem Outfit, so dass ich sie einlade, mit uns zusammen weiterzusegeln. Sie lacht. An Bord eines Segelschiffes sei sie – sie muss dabei etwas überlegen – wohl „vor etwa drei Jahren“ zuletzt gewesen. „Ja, auf unserem Ausflugsdampfer, da bin ich öfters.“ Da ich weiß, dass dort auch Hochzeiten stattfinden, frage ich nach. „Nein,“ sagt sie, „eine Trauung habe ich dort noch nicht durchgeführt. Unsere Kirche ist doch viel schöner!“

Wir nehmen in unserem „Salon“ am gedeckten Tisch Platz. Man merkt es ihr seit dem Anbordkommen an, sie fühlt sich wohl, wundert sich dennoch über die Enge unter Deck: „Und mit diesem Schiff haben Sie lange Reisen gemacht?“ – Wir erzählen ein wenig, um dann aber doch rasch auf das beabsichtigte ‚Bordgespräch‘ zu kommen.

Ich berichte, was ich inzwischen über sie in Erfahrung gebracht habe, über die Anerkennung und den Respekt, der ihr – für uns als Fremde überall spürbar – entgegengebracht wird, über die sichtbaren Zeichen ihrer Wirksamkeit – die offene Gemeindegemeinschaft, die sich in der Offenen Kirche konkretisiert –, über ein hochinteressantes Buchprojekt, das mit ihrer aktiven Unterstützung realisiert wurde (in dem zwölf Reriker Frauen im Alter zwischen 18 und 80 über ihr oft schweres und dornenreiches Leben, über unterschiedliche Lebenslinien, die mit Rerik direkt verknüpft sind, in einer mehr als erstaunlichen Freizügigkeit berichten<sup>7</sup>), und über die Tatsa-

<sup>7</sup> Barbara Frank (Text) und Niklas Görke (Fotos): Wellengang. 12 Erzählungen von Reriker Frauen aus vier Generationen. Herausgegeben von der Stadt Ostseebad Rerik. Greifswald 2011.

che, dass sie mit dem bisherigen Landessuperintendenten der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs, dem – nach der Umstrukturierung der Kirche (Mai 2012) zur 'Nordkirche' – neuen Probst der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche, Dr. Karl-Matthias Siegert, verheiratet ist und beide aus Pastorenfamilien stammen. „Ja, Rerik ist ein kleiner Ort, in dem sich jeder kennt und jeder über jeden etwas zu sagen weiß. Das hat was, aber es schafft manchmal auch Probleme.“ – Damit gibt es übergenug Anknüpfungspunkte für das, was uns in der kommenden Stunde bewegt. Schnell sind die Bedingungen geklärt: vertraulicher Tonbandmitschnitt, Veröffentlichung nur nach Freigabe des Textes und der Fotos durch die Interviewte. Auf das mögliche Scheitern des angedachten Projektes mache ich vorsorglich aufmerksam. Wir sind uns einig.

Ich berichte weiter, dass wir unsere Reise 2010 sehr bewusst in Kirchdorf auf Poel beendeten und dort am Seemannsgottesdienst teilnahmen, der alljährlich am Ende des Sommers abgehalten wird. Und es gibt gewisse Vergleichbarkeiten zwischen Kirchdorf und Rerik: dort wie hier war und ist die Kirche seit altersher markanter Orientierungspunkt für die Seefahrer, beide Kirchen tragen eine 'Bischofsmütze', es gab an beiden Standorten auch eine alte Burganlage und in beiden Kirchen sakrale Gegenstände, die von weither angelandet wurden: in Kirchdorf die frühgotische Grabplatte mit einem sog. Scheibenkreuz aus Dänemark, in Rerik das wuchtige Taufbecken, eine aus Kalkstein gehauene frühgotische Taufünfte. Beides Kostbarkeiten und älteste Zeugnisse des christlichen Glaubens in der jeweiligen Region. So mache es für uns Sinn, eine neue Reise in Rerik beginnen zu lassen und gleichzeitig an der vergangenen anzuknüpfen.

„Ja, auch wir feiern Gottesdienste unter vielen Gesichtspunkten: für Kinder aus Tschernobyl, die seit langem von Familien der Gemeinde regelmäßig aufgenommen werden, für Schulanfängerinnen und -anfänger.

Es gibt Familiengottesdienste und jährlich eine „St. Florians-Messe“ mit den Feuerwehrleuten vor dem Kirchturm, in dem früher die Schläuche zum Trocknen aufgehängt wurden. Einen Gottesdienst für Seeleute und Fischer haben wir zwar in Rerik noch nicht gemacht, das wäre bestimmt eine gute Idee“, sagt die Pastorin, „aber bei herrlichem Wetter und unter einem Segel haben wir Pfingsten den Gottesdienst hoch oben am Bastorfer Leuchtturm unter dem Motto 'Segel setzen' gefeiert. Der Anlass war aber mehr die erfolgte Gründung der Nordkirche, die wir hier sehr begrüßen.“ – Aus Anlass dieses kirchenhistorisch wichtigen Ereignisses wurde auf der Grünfläche vor der Kirche eine Linde gepflanzt: „Gründung der Nordkirche Pfingsten 2012“ ist auf einem Holzbrett eingegraben.

Die wohlproportionierte Kirche von Rerik ist eine typische Dorfkirche, die durch die umliegenden Güter unterhalten wurde, wie den Patronatsemporen zu entnehmen ist; sie war keine Seemannskirche, obwohl die Lage zwischen Ostsee und Haff das eigentlich vermuten ließe.

Karen Siegert wurde 1954 in Güstrow geboren. Sie stammt aus einer ehemals baltischen Familie, die seit 360 Jahren ununterbrochen Pastoren hervorgebracht hat. Die Vorfahren waren in St. Petersburg und Reval / Tallin tätig. Baltendeutsche spielten im gesellschaftlichen Leben dieser Länder eine gewichtige Rolle. „Ich war vor kurzem gerade in St. Petersburg und konnte feststellen, dass meine Großeltern an pri-

vilegiertes Stelle gewohnt haben, man hatte selbstverständlich ein Kindermädchen, das war üblich und in den gehobenen Schichten völlig normal.“



Aber Frau Siegert relativiert sofort: „Meine Großeltern und mein Vater haben natürlich dann auch den Niedergang erlebt. Güter und Besitz gingen verloren. Nach der russischen Revolution 1917 waren die Deutschen in Russland überhaupt nicht mehr gerne gesehen, es gab Verhaftungen und Verschleppungen. Man zog sich zunächst nach Estland zurück, später beendete Hitlers Aktion 'Heim ins Reich' dann endgültig die baltische Tradition der Familie; man fand sich in

Posen wieder, zog dann aber weiter, um in Mecklenburg erneut Fuß zu fassen.

Mein Großvater war Seelsorger am Güstrower Dom und Oberkirchenrat, mein Vater war Kreiskatechet, auch meine Onkel waren Pastoren – die evangelische Kirche gehörte und gehört also zum umfassenden Lebensraum unserer Familie.“

Frau Siegert schlägt den Bogen zur Familie ihres Mannes: „Auch mein Mann stammt aus einer Pastorenfamilie; sein Vater war bereits Pfarrer an der Kirche zu Rerik, zwar nicht lange (1918 - 1920), weil es sich damals hier eher um eine trostlose Gegend gehandelt hat, und er sich zudem mit den umliegenden vier tonangebenden Gutsherren nicht sonderlich verstand. Danach ging er dann nach Güstrow, war während des Dritten Reiches bei der Bekennenden Kirche.“ – Was für ein wechselvolles Leben !

Güstrow wird also zum Kulminationspunkt der Familie, wobei dabei auch der Bildhauer und Schriftsteller Ernst Barlach eine gewichtige Rolle zu spielen beginnt. „Meine Mutter, eine echte Mecklenburgerin, erzählte mir, dass sie den alten Herrn noch öfters gesehen hat, wenn er von seinem Atelier am Inselsee in die Stadt kam – damals bereits vereinsamt, gedemütigt und verbittert.“ – Es gibt Fotos von Ernst Barlach aus dieser Zeit, wie er vor der Gertrudenkapelle steht, alt und verbraucht. Die Reibungen mit der Kulturpolitik der NSDAP hatten sich inzwischen bedrohlich verschärft und sein Gesicht nicht unberührt gelassen von Resignation, Trauer, Wut und Aufbegehren. 1937 das künstlerische Schicksalsjahr („wie ein wüster Traum von vor hundert oder tausend Jahren“, schrieb Barlach): vierhundert seiner Werke wurden aus Museen und Sammlungen entfernt und beschlagnahmt. Die beiden großen Skulpturen – der „Geistkämpfer“ (Kiel) und der „Engel“ (Güstrow) – werden abgehängt (der „Engel“ in Hamburg später eingeschmolzen). Die Gertrudenkapelle wird vom damaligen Gauleiter zur nationalsozialistischen 'Ahnenhalle', zum 'Tempel des Blutes' erklärt – und damit geschändet.

Später hat die Mutter dann „zu Füßen von Marga Böhmer, der Lebensgefährtin des Künstlers, gesessen, wenn diese Barlachs Dramen vorgelesen hat.“ – Marga Böhmer war es nach dem II. Weltkrieg gelungen, die Gertrudenkapelle als würdigen Ausstellungsraum für bedeutsame Werke Ernst Barlachs von der Stadt zu bekom-



men. Hier wirkte sie unermüdlich, führte bis zu ihrem Tod (1969) viele tausend Besucher in das Werk des Güstrower Künstlers ein und durch seine Sammlung. Ihr gelang die doppelte Aussöhnung: mit dem Künstler und mit der Gertrudenkapelle.



Und so ist Karen Siegert bis heute mit Barlach eng verbunden geblieben. „Ich habe zum Beispiel meine Diplom-Arbeit an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock über das Gottesverständnis Barlachs in seinen Dramen geschrieben.“ Später – noch zu DDR-Zeiten – habe ihr Barlach mittelbar auch zu einer Reise „in den Westen“ verholfen, denn sie wurde zu einem Vortrag nach Hamburg und nach Ratzeburg, der anderen Barlach-

Stadt, eingeladen. „So konnte ich also mit Barlach schon einmal über die Grenze.“ – Ein gewisser Triumph klingt noch heute durch, als sie das sagt.

Und nun ist auch Rerik – wenn auch nur romanhaft – mit Barlach verbunden, spielt die Figur des „Lesenden Klosterschülers“ im Roman von Alfred Andersch<sup>8</sup> eine zentrale Rolle. Frau Siegert sagt, dass Barlach und seine Skulpturen immer wieder Inhalte bei Gottesdiensten sind und in ihren Predigten Mittelpunkte bilden. Die Pastorin beobachtet immer wieder, dass es zahlreiche Besucher gäbe, die die Plastik Barlachs im Gotteshaus suchten. Sie erlebt – fügt sie spaßhaft hinzu – dann Menschen, die nach dem Motto „da war doch was, da war doch was“ beim barocken Taufengel stehen bleiben und fragen: „Ist das der Engel von Barlach?“ Andere Besucher seien total enttäuscht, die hier erwartete Figur nicht zu finden. „Deshalb haben wir ein Theaterstück aufgeführt, um die Geschichte, die sich um den 'Lesenden Klosterschüler' rankt, transparent zu machen. Es war eine 'Welturaufführung', die wir hier in Rerik auf die Bühne brachten!“ – Das sagt sie, die auch in einer Hauptrolle als Schauspielerin mitwirkte, mit leuchtenden Augen.

Autorin des Stückes war Barbara Frank (Jg. 1950), die mehrere Jahre lang in Rerik wohnte (u.a. auch das bereits erwähnte Buch mit den Portraits ausgewählter Reriker Frauen veröffentlichte) und jetzt in der Schweiz arbeitet. An der Dramatisierung des Romans von Alfred Andersch hatte die Schauspielerin und Dramaturgin seit 2006 gearbeitet. Es entstand im Auftrage der Stadt Rerik eine Trilogie, deren Einzelteile 2008, 2009 und 2010 mit großem lokalen Erfolg aufgeführt wurden.

In kleinem Kreise habe man auch überlegt, ein Foto vom „Lesenden Klosterschüler“ in der Kirche aufzuhängen, „aber das ist an den Erben Ernst Barlachs gescheitert, die äußerst geschäftstüchtig sind, das nicht kostenfrei genehmigen wollten und unannehmbare Preise verlangten.“ Bedauern klingt durch, denn, wenn nicht hier, wo sonst, wäre ein würdiger Ort für die Präsentation dieser sinnträchtigen Arbeit des Güstrower Künstlers?

<sup>8</sup> Alfred Andersch: Sansibar oder der letzte Grund. Reihe „Welt-Edition. Berlin (Springer Verlag) 2009.

In Parchim wuchs Karen Siegert – immer in einer gewissen Distanz zum DDR-Regime – auf. „Als Mädchen war es für mich gar nicht so einfach, anders als die übrigen Kinder groß werden zu müssen und den anfangs überhaupt nicht nachvollziehbaren Erwartungen der Eltern zu entsprechen.“ Wenn alle zu den 'Jungen Pionieren' gingen, blieb Karen zu Hause; was früh begann, wurde nach und nach stabilisiert – mit erheblichen Konsequenzen. „Ich weiß heute nicht, ob ich als Mutter das von meinen Kindern verlangt hätte, was meine Eltern von mir verlangten.“ Denn die Eltern von Karen Siegert waren sich darüber völlig im Klaren, „dass ich ohne die Zugehörigkeit zur DDR-Staatsjugend und ohne Jugendweihe weder Abitur machen noch studieren könne.“ Sie fand das „ungerecht“ und „oftmals für mich nicht nachvollziehbar“, was ihre Eltern von ihr verlangten. – Dennoch ist Frau Siegert aus heutiger Perspektive ihren Eltern für deren klare Wegmarkierungen, die sie ihr vorgaben, sehr dankbar.

„Nach der achten Klasse verließen mich alle lieb gewonnenen Mitschülerinnen und -schüler und wechselten zum Gymnasium über, ich blieb in dieser Klasse zurück und fühlte mich gar nicht wohl.“

Nach der Schulzeit zog ich nach Leipzig, um eine Orthoptistinnen-Lehre zu machen. Das ist ein eigenständiger Heilberuf, bei dem es darum geht, Kinder, die schielen, optimal zu therapieren. Hätte ich diesen Beruf danach ausgeübt, hätte ich zum mittleren medizinischen Personal in der DDR gehört.“

Aber es ergab sich für Karen Siegert doch noch ein Zugang zum Studium an der Rostocker Universität. „Es gab 'Sonderreifprüfungen' für Nicht-Abiturienten an den Hochschulen der DDR. Da musste ich eine Reihe von Leistungsnachweisen in schriftlicher und mündlicher Form liefern – das Allgemeinwissen wurde durchleuchtet, u.a. wurden Deutsch- und Geschichtskenntnisse ermittelt. Der Witz war, dass mir insbesondere auch in 'Marxismus-Leninismus' auf den Zahn gefühlt wurde. Hier hatte ich mir aber aufgrund meines Berufsschulunterrichts gute Grundlagen angeeignet.“ Frau Siegert bestand diese Prüfung und wurde zum Studium der Ev. Theologie zugelassen. Mit zehn anderen Kommilitoninnen bildete sie das erste Studiensemester.

Auf die Frage, ob es sich bei diesen Studierenden um besonders mutige Menschen handelte, zögert unsere Pastorin kurz. „Mutig waren eher jene, die familiär über keine gewachsene kirchliche Anbindung verfügten. Bei mir gehörte nicht viel Mut zum Studium der Theologie in der DDR, denn mein Vater war Kreiskatechet und meine Eltern bestärkten mich auf meinem Weg. Aber es gab auch Elternhäuser, die auf ihre studierenden Kinder eher bremsend einwirkten und wohl auch Angst um deren Lebenschancen hatten. Solche Studierenden standen oft unter erheblichem Druck.“

Sie fährt dann fort: „Die Kirche selbst aber bot einen gewissen Schutz. Ich selbst fühlte mich gut aufgehoben in unserer Gemeinde. Gerade auch die 'Junge Gemeinde' war für uns eine wichtige Gemeinschaft. Wir schützten uns gegenseitig.“ Aufgrund der Tatsache, dass Frau Siegert durch ihre Berufsausbildung zum medizinischen Personal gehörte, wurde hinsichtlich der Zivilverteidigung in der DDR kein übermäßiger Druck auf sie wirksam. Da hatten es die männlichen Studenten schwerer, die den Wehrdienst mit der Waffe verweigerten und dann als „Bausoldaten“ eingezogen wurden und mit erheblichen Pressionen rechnen mussten. Auch über den

Lehrplan der Universität wurde staatlicher Einfluss insofern ausgeübt, als die Theologiestudenten deutlich mehr Veranstaltungen in „Marxismus-Leninismus“ belegen mussten. „Was die Pressionen des Staates gegen uns anbelangte, so gab es natürlich gewisse Unterschiede, wo z.B. jemand Theologie studierte, ob an kirchlichen Hochschulen (in Erfurt, Berlin und Leipzig) oder an staatlichen Universitäten, die alle eine Theologische Fakultät hatten. Auch zum Vorzeigen nach dem Motto: 'Wir sind doch gar nicht so, auch in der DDR kann man Theologie studieren!'"

Frau Siegert wurde in einer Zeit zur Theologin ausgebildet, als der harte Druck des Staates gegen die Kirchen bereits abgemildert schien: erhaltenswerte Kirchen wurden nicht mehr abgerissen und dem staatlichen Bedürfnissen nach repräsentativen Aufmarschplätzen geopfert (Beispiele: Universitätskirche in Leipzig und St. Jakobikirche in Rostock), es gab Gespräche zwischen Staat und Kirche, sogar einen Staatssekretär für Kirchenfragen (1960 - 1979), Hans Seigewasser. „Ja, das stimmt, denn von meinem Vater weiß ich, mit welchen Anfechtungen die Mitglieder der 'Jungen Gemeinde' in den Nachkriegsjahren konfrontiert wurden, die mit dem Abzeichen am Revers auch öffentlich Zeugnis von ihrer Zugehörigkeit ablegten. Wer damals von den Oberschulen ferngehalten oder relegiert wurde, hatte allerdings in den 50-er Jahren noch die Möglichkeit, in den Westen zu gehen, der DDR also den Rücken zu kehren. Als dann die innerdeutsche Grenze dicht war, gab es eher mehr als weniger Freiheiten für Mitglieder der Kirchen.“ Frau Siegert macht dann aber auch auf das große Problem der politischen Unterwanderung und Durchsetzung der Kirchen durch die Stasi aufmerksam, die – wie man allerdings erst nach der Wende erfahren konnte – stärker als vermutet war. „Ich bin heute froh, dass ich von der Staatssicherheit nie angesprochen und als Mitarbeiterin angeworben wurde“, betont sie erleichtert. Solche Versuche wurden meistens mit einem entsprechenden Nachdruck gemacht, z.B. indem darauf hingewiesen wurde, dass die Angesprochene doch auch an die Zukunft ihrer Kinder denken solle. „Ich bin dankbar, dass ich nicht in die Versuchung kam, auf einen solchen Druck persönlich reagieren zu müssen.“

Gut war aber auch – und da zeigte sich die evangelische Gemeinschaft als wehrhaft –, dass der damalige Bischof von Frau Siegert, Dr. Dr. h.c. Heinrich Rathke (1971 - 1984 Landesbischof der Ev.-Luth. Kirche Mecklenburgs und 1977 - 1981 Bischof der Vereinigten Ev.-Luth. Kirche in der DDR), seine Theologinnen und Theologen dazu aufforderte: „Wenn sie Euch ansprechen, kommt zu mir und offenbart Euch. Wenn Ihr dann sagen könnt, Ihr habt mit Eurem Bischof über das Ansinnen gesprochen, dann verlaufen solche Anwerbungsbemühungen meist schnell im Sande.“ Denn vor nichts hatte die Stasi mehr Angst als vor einer öffentlichen Diskussion ihrer subversiven Aktivitäten.

Damit hing letztlich aber auch die Frage kirchlichen Selbstverständnisses zusammen: „Wie soll Kirche in der DDR sein?“ Auch dazu lieferte der Bischof seinerzeit eine tragfähige und hilfreiche Aussage, berichtet Frau Siegert: „Kirche ist nicht *für* oder *gegen* den Sozialismus, sondern wir sind Kirche *im* Sozialismus.“ Mit anderen Worten: die Realität wurde akzeptiert. Und Frau Siegert erläutert: „Wir sind nun einmal für die Menschen da, nur darum geht es.“

Im Übrigen war die DDR ja an Devisen interessiert „und der Westen hat uns sehr unterstützt mit Geldern für die kirchliche Arbeit und den Bau von Gemeindezentren. Was dabei genauso wichtig war, waren die menschlichen Kontakte, die zu den Pa-

ten- bzw. später Partnergemeinden im Westen – wenn auch meist nur einseitig von West nach Ost – bestanden. In meiner Gemeinde – ich war dann Pastorin in Lambrechtshagen – hatten wir Partner in Hamburg-Poppenbütel und später auch in den Niederlanden. Das war für uns im Osten natürlich sehr gut.“

Karen Siegert wurde Pastorin an der Jakobikirche zu Rostock, also genau an jener Kirche, die – obwohl erhaltenswürdig – vom Staat abgerissen wurde: im „Filetstück“ der City stürte die Kirche und es sollte ein freier Platz geschaffen werden für staatliche Großveranstaltungen. „Diese Entwicklung habe ich natürlich hautnah miterlebt. Aber auch nach der Wende mussten wir als Gemeinde erneut um diesen Platz kämpfen. Mit Hilfe eines Rechtsanwaltes gelang es schließlich, Teile des Kirchen-Grundstücks zurückzubekommen. Die Vereinbarung mit der Stadt machte es dann möglich, einerseits die jetzt dort aufgebaute Gedenkstätte zu realisieren und andererseits im Tausch ein Grundstück für einen kirchlichen Kindergarten zu erhalten.“ Erleichtert fügt sie hinzu: „Ein riesiges Parkhaus jedenfalls konnten wir an dieser markanten und historisch bedeutsamen Stelle verhindern!“

Zur Rolle des Fernsehens im geteilten Deutschland wollte sich Frau Siegert nicht äußern, denn ihr Mann und sie waren sich darin einig, ihre Kinder vom Konsum dieser Art möglichst frei zu halten. „Im übrigen war der Empfang in Rostock eher schlecht, auch wenn Mecklenburg kein ‚Tal der Ahnungslosen‘ war, wie z.B. Dresden“, aber eine wichtige Informationsquelle stellte Fernsehen für die Familie nicht dar. „Natürlich haben wir später zur Zeit der Wende das Gerät meiner Schwiegereltern, die in den Westen gegangen waren, genutzt. Es war ja eine aufregende und ereignisreiche Zeit, an der man teilnehmen musste.“

Ihren Mann lernte Karen Siegert während des Studiums kennen. Im Vikariat bekam das Ehepaar 1981 Tochter Johanna, die heute als selbständige Anwältin in Rostock ihre Kanzlei hat; 1985 wurde Sohn Karl-Matthias geboren, der sich an der Hochschule in Wismar auf den Master-Abschluss vorbereitet.

Damit wird nun eine lange Familientradition unterbrochen, in der das Pfarramt quasi ohne Unterbrechung jeweils an die nächste Generation weitergegeben wurde. „Ja, das stimmt und hat uns auch zum Teil verwundert. Aber ich muss gestehen, dass für mich selbst auch andere Berufswünsche durchaus hätten aktuell werden können, wenn es die Situation ermöglicht hätte. Vorstellbar wäre für mich beispielsweise gewesen, Russisch zu studieren oder ins Schauspielgeschäft zu gehen.“ Auf die Frage, ob sie sich auch als Politikerin engagiert hätte, sagt Frau Siegert mit Bestimmtheit: „Das wohl eher nicht. Das ist ja auch bei vielen meiner Kollegen ähnlich, wie bei Markus Meckel, dem späteren Außenminister der DDR im Kabinett von Lothar de Maizière (1990) und langjährigen Bundestagsabgeordneten (1990 - 2009), mit dem ich gemeinsam im Vikariat war, oder bei Dr. Gottfried Timm, der in Mecklenburg Vorpommern Mitglied des Landtags (1990 - 2011) und Innenminister war (1998 - 2005), die zunächst zwar Theologie studierten, aber durchaus auch gerne andere Interessen verwirklicht hätten. Auch unser jetziger Bundespräsident, Dr. h.c. Joachim Gauck, der in Rostock mein Kollege war, kann in diesem Zusammenhang genannt werden. Sie alle hatten während der DDR-Zeit keine Chancen, sich zu verwirklichen, nutzten dann die neuen Möglichkeiten nach der politischen Wende.“

Pastoren waren in dieser Zeit ohnehin gefragte Moderatoren bei den 'Runden Tischen', „die es in jeder Stadt gab“, weil sie redegewandt waren, meist unbelastet und damit verlässliche und glaubwürdige Gesprächspartner. Aufgrund der so gewonnenen Erfahrungen „sind zahlreiche Theologen in die Politik gegangen oder wurden gebeten, diesen Schritt zu tun.“ So mancher war auch „eine Blamage für unsere Innung“, gibt Frau Siegert zu, als ich sie auf Rainer Eppelmann (1990 Minister für Abrüstung und Verteidigung in der Regierung Lothar de Maizière und von 1990 bis 2006 Mitglied des Deutschen Bundestags) anspreche.

Frau Siegert wird dann gefragt, wie sie den politischen Umbruch als Theologin wahrgenommen und verkraftet hätte. Direkt vor der Wende gab es ja einen großen Zulauf zur Kirche: die Kirche galt als Garant für friedliche Demonstrationen, sie lieb den Menschen das Wort, das dem Staat entgegengehalten wurde, sie sorgte für die Kontinuität der 'Montagsdemonstrationen'. All das gab der Kirche ja Kraft und Bedeutung. Plötzlich waren alle Menschen da, die vorher nicht da waren. – Frau Siegert bestätigt das prinzipiell, weist aber auch auf die innerkirchlichen Auseinandersetzungen hin: „Es gab im Vorfeld der politischen Ereignisse immer Fragen, die nicht einfach zu beantworten waren, beispielsweise, ob die Kirche ein Dach sein soll für Menschen, die die DDR verlassen wollen. Es gab unterschiedliche Ansichten und auch heftigen Streit zu vielen derartigen Fragen. Aber es setzte sich durch, dass die Demonstrationen immer in der Kirche angingen.“ Im Nachhinein ist Frau Siegert froh, dass sich die Kirche in einer äußerst schwierigen Situation so eindeutig positionierte und durch die Predigten argumentationsstark war: „Es ist etwas Tolles, was die Kirche mit ihrer Kraft und Ausstrahlung, ich denk aber auch mit Gottes Kraft, in diesen Wochen und Monaten geschafft hat ! Die Linie war klar und eindeutig: keine Gewalt.“ Einer der „Staatsgewaltigen“ hatte damals festgestellt: „Mit allem haben wir gerechnet, auf alles waren wir vorbereitet, nur nicht auf Gebete und Kerzen.“

Die damalige Solidarität war großartig, „aber ich gehörte bereits früh zu denjenigen, die meinten: 'Liebe Leute, so kann es doch nicht bleiben, wie sollen Menschen, die in ihrem bisherigen Leben gar keine glaubensmäßige und kirchliche Anbindung entwickeln konnten, sich plötzlich an diese Institution gebunden fühlen ? Wie soll das denn gehen ?' – Es war ein historischer Moment, wo die Kirche ihre Räume ausgeliehen hatte. Und als dann eine neue Normalität einsetzte, waren viele Gemeindeglieder enttäuscht, dass die Nähe zur Kirche, die auch Kirchenfremde gezeigt hatten, so rasch wieder abhanden kam.“ Die Adhäsion zwischen Bürgerinnen und Bürgern und der Kirche war kraftvoll aufgrund der gegebenen Situation; sie war offensichtlich aber nicht alltagstauglich und dauerhaft tragfähig. Als die vordergründigen – d.h. politischen – Ziele erreicht waren, ebte die Solidarität leider rasch ab.

Gleichwohl habe die Kirche hier in Mecklenburg „einen großen Stellenwert“ bei den Menschen, auch wenn sie es nicht öffentlich zeigen oder gar bekunden. Man erinnert sich bis heute, dass es die Kirche war, die in der DDR häufig und entschieden widersprach und mutig „Flagge zeigte“. Für Frau Siegert bleibt es fast unerklärlich, wie lange es dauerte, bis die Menschen endlich sagten: „Hier machen wir nicht mehr mit !“ – Und dann stellt sich wieder so etwas wie „Alltag“ ein: die meisten Familien schicken ihre Kinder nach wie vor zur Jugendweihe, „In Mecklenburg konfirmieren wir unter 1.000 Jugendliche. Wenn wir das mit Hamburger Verhältnissen vergleichen, dann ist das natürlich eher deprimierend. Gleichwohl sind das junge Menschen, die ein besonderes Bewusstsein für sich und ihre Welt entwickeln. Und das freut mich,

weil hier das Grundbedürfnis der Gemeinschaft aktiv befriedigt und das Gefühl der Solidarität erneuert wird!“ Tausend Konfirmanden sind für sie ein ermutigendes Signal und für sie sind diese Mädchen und Jungen „etwas Besonderes, die etwas auf sich nehmen und damit auch eine besondere Entscheidung für sich getroffen haben.“ Im Westen Deutschlands ist Kirche „noch Volkskirche“, im Osten längst nicht mehr.<sup>9</sup>

Diese Unterschiede bedingten es mit, dass in diesem Jahr die „Nordkirche“ gebildet wurde: „Wir wollen einerseits als vereinigte Kirche größer sein und miteinander mehr Kraft zeigen, andererseits würden wir auf Dauer im Osten die Strukturen gar nicht halten können, wenn es nicht zum Zusammenschluss der Landeskirchen gekommen wäre. Nach der Bildung der 'Nordkirche' müssen wir uns nun primär keine Gedanken mehr darüber machen, wie wir auf die Gegebenheiten in zehn Jahren zu reagieren haben.“ Es bleibe zwar schwierig mit dem 'Personalschlüssel' (auf eine bestimmte Zahl von Gemeindegliedern kommt eine Pfarrstelle) zurecht zu kommen, denn eigentlich „müssten wir mehr Pastoren haben, um die Gemeindearbeit effektiv aufzubauen und attraktiv zu gestalten“, also auch neue Mitglieder für die Kirche zu gewinnen, „da gibt es deutliche Strukturunterschiede im Vergleich zum Westen“. Gleichwohl, die „Nordkirche“ setze auch ein „hoffnungsvolles Zeichen kirchlicher Solidarität“ – der schwächere Partner wird nicht im Stich gelassen.

Frau Siegert muss seit etwa acht Jahren – aufgrund des 'Personalschlüssels' – eigentlich drei Gemeinden (Rerik, Biendorf und Russow) betreuen und weiß, „würde ich zum Beispiel in Biendorf wohnen, könnte ich dort natürlich mehr Lebendigkeit im Gemeindeleben entfalten.“

Frau Siegert blickt zurück: „Kirche, wie ich sie während meiner Amtszeit erlebe, ist ständigen Veränderungen unterworfen. In meiner ersten Gemeinde, in Lambrechtshagen bei Rostock, fand ich überhaupt kein tragfähiges Fundament vor, auf dem ich etwas hätte aufbauen können; es gab keine Konfirmanden, keine Gemeinde, nichts, was sicherlich auch an meinem Vorgänger gelegen haben mag. Da musste ich mich anstrengen, um Menschen anzusprechen, Kreise zu bilden, Kirche behutsam wieder ins Bewusstsein der Menschen, die da wohnten, zu bringen. Also bildete ich einen 'Jugendkreis', einen 'Ehepaarkreis', einen 'Altenkreis', wo wir über Kirche und Glauben sprachen, aber auch über Literatur und Kunst, also auch über Fragen, die nirgends sonst wirklich abgebildet wurden. Wir haben gemeinsame Fahrten unternommen. Erst über diese Art der Aufbauarbeit gelang es mir schließlich auch, über den Gottesdienst zu sprechen. Wir haben ein großes Gemeindefest gestaltet, haben Theater gespielt und demonstriert: Kirche ist für alle da.“

<sup>9</sup> In diesem Zusammenhang dürften die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage relevant sein:

Der Anteil der Befragten, die nicht an Gott glauben und dies auch früher nicht getan haben, wird mit folgenden Prozentwerten für ausgewählte Länder angegeben:

<b>Ostdeutschland</b>	<b>65,3 %</b>
<b>Schweden</b>	<b>44,7 %</b>
<b>Norwegen</b>	<b>33,1 %</b>
<b>Frankreich</b>	<b>26,3 %</b>
<b>Großbritannien</b>	<b>23,9 %</b>
<b>Russland</b>	<b>14,4 %</b>
<b>Westdeutschland</b>	<b>10,8 %</b>
<b>USA</b>	<b>4,2 %</b>
<b>Polen</b>	<b>2,1 %</b>

Danach kam ich dann nach Rostock zur St. Jakobi-Gemeinde, die – ihre Kirche war ja abgerissen worden – zu Gast war in der Universitätskirche; und da war der Gottesdienst das Zentrum gemeindlicher Arbeit. Eine ganz andere Ausgangslage also für mich. Hier gab es deutliche Interessen und Erwartungen von Gemeindemitgliedern an guten Predigten. Der Austausch mit der Universität wurde vertieft. Hier gab es auch Kreise, zum Beispiel einen, der bei der Vorbereitung von Predigten mitwirkte. Der 'Jungen Gemeinde' wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt und der Kirchenmusik natürlich auch.“ Diese Innenstadtgemeinde ist inzwischen eine der größten Kirchengemeinden in Rostock. Die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten im Team und können so ihre Talente und Schwerpunkte höchst differenziert und anregend zur Geltung bringen.

Zwei Gemeinden also, die Karen Siegert sehr Unterschiedliches abverlangten. – Und nun Rerik.

In Rerik seien andere Akzente zu setzen, meint die Theologin. Den Urlaubern müsse hier nach dem Motto besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden: „Wir leben nicht nur *von* den Menschen, die uns in ihrem Urlaub besuchen, sondern auch *für* die Gäste.“ Sie erinnert sich: „Als ich herkam, war unsere Kirche nicht jeden Tag geöffnet. Jetzt ist sie ein 'Haus der Offenen Tür' und wird von kompetenten Gemeindemitgliedern kontinuierlich betreut.“ – Wir konnten das bestätigen, denn auch auf alle unsere Fragen, erhielten wir in der Kirche die notwendigen, sachdienlichen Antworten. Frau Siegert weist auf die Wechselwirkungen hin, denn die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und -mitarbeiter erleben ja ebenfalls voller Freude die lobenden und anerkennenden Worte der Besucher: „Ihr habt aber eine schöne Kirche hier in Rerik!“

Ein Gemeindemitglied kam auf die Idee, für Urlaubsgäste geführte Radtouren anzubieten, es gibt die „Gute-Nacht-Geschichten“ für Kinder, die „Kirche bei Nacht“ und die regelmäßigen Konzerte und weitere Aktivitäten.

Frau Siegert macht darauf aufmerksam, dass sich die Struktur der Einheimischen in den vergangenen Jahren tüchtig veränderte: „Die Hälfte meines Kirchenvorstandes besteht heute aus vom Westen zugezogenen rüstigen Bürgerinnen und Bürgern, die ihre Zelte in Hannover, Worms oder Düsseldorf abgebrochen haben, um in Rerik eine neue Heimat zu finden.“

Es gibt auch das Projekt „Zweite Heimat Kirche“ für diejenigen, die in Rerik und Umgebung ihren 'Zweiten Wohnsitz' genommen haben. Zu diesen, immer wiederkehrenden Menschen hat Frau Siegert einen „besonderen Draht“, man ruft sich gegenseitig an, sieht sich zu besonderen Festtagen, kennt sich inzwischen recht gut.

Gerne macht die Pastorin auch Hausbesuche, besucht betagte Gemeindemitglieder zu deren Geburtstagen. „Diese Besuche finde ich schön“, dagegen die Verwaltungsarbeit weniger; „ich könnte eine Sekretärin zu meiner Unterstützung sehr gut gebrauchen“, stöhnt sie.

Auch der Versuch, der Kirche wieder Glockenklang zu verleihen, hat besondere Aktivitäten unter den Gemeindemitgliedern entfaltet. Dabei spielt der Bildende Künstler Günther Uecker eine Rolle, der in seiner Jugend auf Wustrow gelebt hat und später „zu seinen Wurzeln zurückgefunden“ habe. „Auf der Halbinsel hat er eine kleine Hütte, wo er mehrere Jahre lang einmal im Sommer arbeitet.“



**Pastorin Karen Siegert an Bord von MSY 'NORDLICHT' (Hamburg)**

Frau Siegert berichtet, dass sie guten Kontakt zu ihm pflege. „Er wusste, dass wir seit Jahren für neue Glocken sammeln, Flohmärkte veranstalten und alles Mögliche unternehmen, um der Erfüllung unseres Wunsches näher zu kommen. Eines Tages eröffnete er mir, dass er ein Werk für die Kirche in Rerik schaffe, dessen Versteige-



rungerlös er dann für den Guss der Glocken spenden werde.“ – Stolz berichtet Frau Siegert, dass diese Versteigerung gerade beim Auktionshaus Griesebach in Berlin höchst erfolgreich abgeschlossen werden konnte. „Er hat ein wunderbares Nagelwerk gemacht. Ich war selbst bei der Auktion dabei. Nach vierjährigen Bemühungen war es für mich ein wunderbarer Tag ! Aber ich habe auch nie daran gezweifelt, dieses Ziel zu erreichen.“

Wenn alles gut geht, sollen die zwei Glocken am ersten Advent ihren Klang erschallen lassen, um das neue Kirchenjahr damit einzuläuten. Ob dieser Termin allerdings eingehalten werden kann, hängt davon ab, ob es dem Künstler gelingt, seine beiden Glocken zu verzieren. Dieser künstlerische Feinschliff ist jedenfalls vorgesehen, ehe die beiden „Uecker-Glocken“ in Karlsruhe dann gegossen werden können. Ursprünglich hingen im Kirchturm von Rerik früher vier Glocken.

Vielleicht ist das, was einst Rudolf Steiner (1829 - 1910) zu Papier brachte (und was wir im Münster zu Bad Doberan wenig später plakatiert fanden), sinnstiftend für den Wunsch, der Pfarrkirche zu Rerik wieder Glockenklang zu verleihen:

***Beim Läuten der Glocken***

*Das Schöne bewundern,  
das Wahre behüten,  
das Edle verehren,  
das Gute beschließen,  
es führet den Menschen  
im Leben zu Zielen,  
im Handeln zum Rechten,  
im Fühlen zum Frieden,  
im Denken zum Lichte,  
und lehrt ihn vertrauen  
auf göttliches Walten  
in allem, was ist,  
im Weltenall,  
im Seelengrund.*

Das größte Gemeindefest ist aber das Erntedankfest, „da stehen die Menschen buchstäblich Schlange vor der Kirche.“ Ein großer 'Bauernmarkt' wird abgehalten, wobei die Verkaufserlöse für eine gute Sache gespendet werden; selbstgemachte Marmelade oder selbstgezogenes Gemüse wird angeboten. „Zum Schluss gibt es eine riesige und fröhliche Kaffeetafel.“

Während der Vorweihnachtszeit gibt es den „Lebendigen Adventskalender“: „Da treffen sich Menschen jeden Tag in einem anderen Haus, wobei sich manchmal dreißig Leute angemeldet haben, um dabei zu sein. Mir sind solche Begegnungen wichtig, Menschen lernen sich in jeweils anderen vier Wänden kennen und schätzen, kommen miteinander ins Gespräch.“ Das will allerdings sorgfältig vorbereitet werden: Listen werden ausgelegt, wer und wann er seine Wohnung öffnet, wer gerne zu Besuch kommen möchte, die Besuchszeit wird ebenfalls limitiert (eine halbe Stunde am späten Nachmittag, damit auch Kinder mitkommen können). Es gab beim letzten Mal Tee und es wurden Lieder gesungen oder Geschichten erzählt. „Ich war immer selbst dabei“, fügt Frau Siegert hinzu.

Was sich Frau Siegert für die Zukunft ihrer Gemeinde wünscht, wird sie gefragt. Ihre Antwort kommt prompt: „Wir müssen eine 'Offene Kirche' werden, dürfen uns als

Gemeinde nicht verschließen, müssen allen Menschen Raum anbieten, sich zu entfalten und am kirchlichen Leben teilzunehmen.“ Das dürfte noch ein langer Weg sein, weil Vorurteile gegenüber fremden Menschen und dem Fremden schlechthin abgebaut werden müssten. Anfangs stieß Frau Siegert auf viele Vorurteile und Vorbehalte, als sie die Kirche täglich öffnete und den Kirchturm für Besteigungen aufschließen ließ. Inzwischen hat man gemerkt, dass die Kirche zu einem kultureller Mittelpunkt des Ortes geworden ist, der kaum noch wegzudenken wäre. „Was ich mir erhoffe ist, dass fortgesetzt wird, was durch mich angestoßen wurde und sich in den Themenbereichen 'Kirche und Kultur' und 'Kirche und Theater' zusammenfassen lässt und bewährt hat. Denn Menschen sollen ihre Scheu vor der Kirche verlieren, in der zwar gebetet wird, aber auch viele kulturell interessante Dinge anschaulich zum Tragen kommen.“

Die schwierige Frage nach Gott wage ich erst am Ende unseres Gesprächs zu stellen. Frau Siegert überlegt kurz und sagt dann: „Gott verleiht mir die Einsicht, dass ich nicht für alles alleine einstehen muss; da ist eine Kraft, die mich leben lässt, die mir Mut gibt, die mich herausfordert. Es gibt diese eine Kraft, die wir Gott nennen und die von anderen anders bezeichnet wird. Zu Gott gibt es verschiedene Zugänge; einer von ihnen ist unser christlicher Glaube. Alles aber mündet in etwas Unfassliches, wobei ich erneut an Ernst Barlach denken muss, der davor Angst hatte, dass sich jeder seinen eigenen Gott nach dem Motto machen würde: 'Ich weiß genau, wie dieser Gott ist !' Gott zu haben wäre in seinem Sinne ein ‚besessener Gott‘. Der Güstrower Künstler hat einmal in einem Drama gesagt: 'Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich !' – Das ist für mich das Größte, nämlich mein Vertrauen, dass es Gott gibt. Dieses Zutrauen ergänzt meine eigene Verantwortung in der Welt und stiftet den Sinn des Lebens. Es gibt eben mehr als Dich und mich und damit eine Kraft, mit der ich leben und sterben kann, eine Macht, die mich dann eines Tages auch über die Schwelle trägt.“

Zum Schluss verabschieden wir uns von einer sehr lebendigen, klugen, sympathischen und engagierten Pastorin, der wir für das Gespräch herzlich danken und alles Gute wünschen. Lange noch gehen uns ihre Worte und Einschätzungen durch den Kopf.

Und uns begleitet eine Passage, die sie in der Morgenandacht (04.06.12) im NDR vorgetragen hatte und der ich gerne zustimme: „Wir können auf mehr zurückgreifen, als auf unsere eigene Kraft.“ Das sei Grund genug, „um sich immer wieder raus zu wagen aufs offene Meer, in die Tiefe, die Weite aber auch die Stürme.“ – Mit dieser Gewissheit ist jeder Tag ein guter Tag !

## **Erste Kontaktaufnahme zu unserem zweiten Gesprächspartner, dem Bürgermeister der Gemeinde Kröslin**

### **Das erste Mal in Kröslin**

Eine erste Begegnung mit dem Bürgermeister der Gemeinde Kröslin findet, wie telefonisch verabredet, an Bord unseres Segelschiffs an meinem 71. Geburtstag statt. Pünktlich steht Herr Woy – stattlich anzuschauen und adrett gekleidet – vor unserer 'NORDLICHT'. Ein rüstiger Herr, dem man sein wirkliches Alter nicht ansieht. Und er schafft es ohne große Mühe, vom Schwimmsteg an Bord zu kommen, was ja zunächst bedeutet, auf den Süllrand zu steigen, dann über den Draht der Seeringling zu klettern, um danach in die Plicht zu gelangen und erst dann in den Salon „abzutauen“ – wirklich nicht einfach für denjenigen, der das nicht oft macht.

### **Ein Wiedersehen nach langen Jahren**

Ich hatte von unterwegs das Bürgermeisterbüro angerufen und erleichtert vernommen, dass sich der Chef derzeit nicht im Sommerurlaub befinde, so dass einer direkten Kontaktaufnahme nichts im Wege stand. Als ich mit Herrn Woy verbunden wurde, begrüßte er mich, wie einen alten Bekannten: „Hallo, Herr Professor, was machen Sie denn in unserer Gegend?“ Und tatsächlich waren wir uns ja bereits einmal Mitte der 90-er Jahre begegnet. Damals besuchte mich das Ehepaar Woy in meinem Lüneburger Universitäts-Institut, weil sie der Auffassung waren, dass pädagogische Konzepte für die beiden Inseln im Greifswalder Bodden – den Ruden und die Oie –, die zur Gemeinde Kröslin gehören, neue Nutzungsmöglichkeiten eröffnen könnten. Denn zu DDR-Zeiten handelte es sich um militärische Sperrgebiete, die nur von den Grenztruppen und der Kriegsmarine (NVA) genutzt wurden.

Der Auftrag hatte mich damals sehr gereizt, so dass ich für die Greifswalder Oie ein Konzept für einen modernen Jugendstrafvollzug (ohne Zaun und Stacheldraht) vorschlug, für den Ruden an eine „Europäische Sommeruniversität“ dachte. In beiden Vorschlägen wurde dem Naturschutz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Meine erlebnispädagogischen Vorschläge zielten darauf ab, Modellvorschläge zu unterbreiten, die einerseits adäquate Antworten in einer ideologisch festgefahrenen Situation bieten wollten (Jugendstrafvollzug – „Menschen statt Mauern!“), andererseits der internationalen Talentförderung nach der politischen Öffnung in Europa neue und belebende akademische Gestaltungsräume verschaffen sollten (eine Sommeruniversität als kreativer Ort der sozio-kulturellen Selbstentfaltung für Verantwortungsträger von Morgen). Dass es nicht zur praktischen Umsetzung in diesen beiden Richtungen kam, lag wohl einerseits an den Ängsten der Behördenvertreter, mit solchen innovativen Konzepten bundesweit erdrutschartige Irritationen zu schaffen, andererseits an den erwartenden Investitions- und Folgekosten für das arme Bundesland Mecklenburg-Vorpommern. – So kam es, wie es in vergleichbaren Situationen und Konstellationen stets kommt: Totaler Umweltschutz mit Betretungsverboten ist stets der billigste Weg; und da ihm der „grüne Heiligenschein“ anhaftet, auch der politisch verträglichste und durchsetzungsstärkste. Nichts gegen den intensiven Naturschutz<sup>10</sup>, aber es gibt auch andere Aspekte und Gesichtspunkte, die

<sup>10</sup> Die zwei Kilometer lange, 26 Hektar große ehemalige Lotseninsel (seit dem 17. Jahrhundert von Dänen und Schweden als Zoll- und Lotsenstation genutzt) in der Mündung des Peenestroms vor

die besondere Aufmerksamkeit des Staates verlangen, insbesondere dann, wenn es um die Entwicklungschancen junger Menschen geht – und dies an beiden Rändern des sozialen Spektrums: bei den Unterprivilegierten genauso wie bei den Privilegierten.

Danach hatte ich dann jahrelang nichts mehr aus Kröslin vernommen.

Jetzt aber, auf dieser Reise mit ihrer neuen Herausforderung, erinnerte ich mich an das Ehepaar Woy und hoffte, den Bürgermeister und seine Frau als Gesprächspartner für mein Vorhaben gewinnen zu können.

Am Telefon fragte Herr Woy: „Wo wollen Sie denn anlegen: im Fischereihafen oder in der Marina?“ Mit dem einen meinte er den Hafen von Freest, mit dem anderen den von Kröslin. Und da ich wusste, dass das Bürgermeisterbüro in Kröslin war, schlug ich die Marina vor, nicht wissend, dass Herr Woy hier auf langen Schwimmstegen unterwegs sein musste, um zu uns zu gelangen, denn den großen Hafen kannte ich ja noch nicht.

### Gespräch an Bord

Doch dann sitzen wir in unserem Salon beieinander und Herr Woy fängt an zu erzählen. Er ist seit 1994 gewählter Bürgermeister der Gemeinde Kröslin, zu der die fünf Ortsteile – Kröslin, Freest, Spandowerhagen, Hollendorf und Karrin – gehören.

der Insel Usedom ist unbewohnt. Nur zwei Menschen sorgen seit neun Jahren unter einfachsten Bedingungen dafür, dass die einzigartige Landschaft geschützt wird. Der *Ruden* ist ein wichtiges Rückzugsgebiet für seltene Tier- und Pflanzenarten. Allerdings können Interessenten die Insel täglich mit einer kleinen Schiffslinie besuchen. Von diesem Angebot machen jährlich durchschnittlich 15.000 Urlauber Gebrauch, die sich im ehemaligen Messturm, in dem ein Museum eingerichtet wurde, informieren können und auf vorbestimmten Wegen auch einen geführten Rundgang machen dürfen. Der Messturm gehörte bis 1945 zu dem Raketenversuchszentrum in Peenemünde; von hier wurden die Flugbahnen der abgeschossenen Raketen beobachtet. Die DDR hatte dann Grenzsoldaten stationiert, die insbesondere Republikfluchten verhindern sollten. Nach der politischen Wende übergab die Bundesregierung landesweit bedeutsame Flächen, die vorher weitgehend militärisch genutzt wurden, an die „Deutsche Bundesstiftung Umwelt“ (DBU), die diese von einer Tochtergesellschaft („DBU Naturerbe GmbH“) verwalten und dauerhaft für den Naturschutz sichern lässt. – Zu diesen Flächen gehört auch der Ruden.

Die etwa 54 Hektar große Insel *Oie* in der Pommerschen Bucht ist die östlichste deutsche Insel in der offenen Ostsee. Der darauf befindliche Leuchtturm hat den gleichen Namen. Die Greifswalder Oie ist etwa 1.550 Meter lang, maximal 570 Meter breit und im Kliff auf der Ostseite maximal 19 Meter hoch. Sie ist der Insel Usedom etwa zwölf Kilometer vorgelagert und gehörte bisher rechtlich zur Gemeinde Kröslin auf dem Festland. Auf der Insel mit der markanten Steilküste befindet sich ein 49 Meter hoher Leuchtturm mit einem der stärksten Leuchfeuer in der Ostsee. Die ganze Insel ist seit 1995 als Naturschutzgebiet ausgewiesen und wird vom Verein „Jordsand e.V.“ betreut. Die Greifswalder Oie ist nur begrenzt öffentlich zugänglich. Maximal 50 Personen pro Tag dürfen die Insel betreten. Privater Bootsverkehr ist nicht gestattet. Baden ist auf der Greifswalder Oie verboten, gastronomische Einrichtungen existieren nicht. Die Insel kann vom Hafen zum Leuchtturm an der Nordspitze über einen beschilderten Weg erwandert werden. Im Schutzhafen der Insel ist ein Seenotrettungskreuzer der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ (DGzRS) stationiert. Ähnlich wie der Ruden diente die Oie während des II. Weltkriegs als Außenposten des Peenemünder Raketenversuchsanstalt; hier wurden Raketen unterschiedlicher Typen zu Versuchszwecken gestartet. Zu DDR-Zeiten waren Grenzschutztruppen und Marineeinheiten stationiert; es existierte eine Radarstation zur Überwachung des Seeraums.

Der größte Ort und Sitz der jetzigen Gemeindeverwaltung wurde bereits 1298 urkundlich erwähnt. Im Ortskern steht die Kirche, die 1305 erbaut wurde und über deren Altar ein Fischerteppich hängt, der 1948 von Freester Frauen handgeknüpft wurde.

In Kröslin gibt es die modernste Marina in der ganzen Umgebung mit 500 Liegeplätzen, Restaurant, Schiffsausrüster, Motorenservice, Yachtelektrik und -elektronik, Segelmacher, diversen Werkstätten, Shops und Übernachtungsmöglichkeiten (z.B. auch auf 'Floating Homes', schwimmenden Häusern). Die „5-Sterne-Marina“ fügt sich harmonisch in ein traumhaftes Wassersportrevier ein.



**Bürgermeister Wolfgang Woy an Bord der MSY'NORDLICHT' (Hamburg)**

Das alte Fischerdorf Freest wurde ebenfalls 1298 erwähnt und ist umgeben von Wasser, Strand, Wald und Wiesen, ein wunderbarer Ort für diejenigen, die Ruhe und Erholung in der Natur suchen. Am weitläufigen neugestalteten Hafen kann man den Fischern bei der Arbeit zuschauen, kann man das Leben am Peenestrom kennenlernen und man ahnt, wie es hier in früheren Zeiten aussah.

Einmal jährlich findet in Freest das berühmte Fischerfest statt, ein Magnet für Jung und Alt aus der ganzen Region. Einzigartig ist hier auch die 1892 gegründete 'Räucherei Thurow' mit ihrem reichen Angebot an vielen Fischarten, die auf traditionelle Art und Weise verarbeitet werden. In der 'Heimatstube', dem kleinen Museum im Ort, können Fischerteppiche bewundert werden, die hier seit 1928 entstanden. Ein österreichischer Textilfachmann hatte seinerzeit die Manufaktur gegründet.

Die drei anderen Dörfer – Spandowerhagen, Hollendorf und Karrin – sind idyllisch gelegen und laden zum Wandern in eine fast unberührte Natur ein.

Herr Woy ist als ehrenamtlicher Bürgermeister Wahlbeamter; seine Amtszeit läuft 2014 aus. Dann ist er 80 Jahre alt und wohl jetzt schon das vom Lebensalter her älteste Gemeindeoberhaupt im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern.

Auf meine Frage, ob wir mit ihm ein längeres Gespräch führen könnten, kommt die Antwort prompt: „Ja, aber bitte zusammen mit meiner Frau, meiner besten ‚Mitarbeiterin‘, ohne die ich manche Aufgaben – gerade auch in den ersten Jahren meiner Tätigkeit als Bürgermeister – kaum bewältigt hätte.“ Schnell ist ein Termin gefunden; in wenigen Tagen sollen wir zu beiden ins Bürgermeisterbüro kommen. – Abgemacht.

### **Gespräch mit Anneliese und Wolfgang Woy im Büro des Bürgermeisters der Gemeinde Kröslin**

Pünktlich zum verabredeten Treffen mit dem Ehepaar Woy legen wir erneut in der Marina Kröslin an. Die Zwischenzeit hatten wir für einen ersten Besuch der Insel Usedom genutzt.



Am Abend vor dem anberaumten Gespräch erkunden wir schon mal den Weg zum Bürgermeisterbüro in der ‚Alten Schule‘. Wir treffen dort auf das Hausmeisterehepaar, das über Jahrzehnte hier für Sauberkeit und Ordnung gesorgt hat. Sie und er können viel erzählen aus den Jahren vor und nach der politischen Wende. Auf ihren Bürgermeister lassen sie nichts kommen, der die Geschicke der Gemeinde seit Jahren mit Augenmaß zu lenken verstehe und eine hohe Akzeptanz in der Bevölkerung besitze.

Pünktlich um 10.00 Uhr stehen wir dann am nächsten Vormittag auf der Schwelle. Wir wissen inzwischen, dass Bürgermeister Wolfgang Woy auf Einhaltung von verabredeten Terminen

großen Wert legt. Wenig später kommt auch Frau Woy mit ihrem Hund, der die Gesprächsrunde nicht stört.

Wir schauen uns ein wenig in den Amts- und Sitzungsräumen um, denen Herr Woy mit eigenen Möbeln eine persönliche Note zu geben wusste. An der Wand hängt ein großes Bild der Tochter und Enkeltochter – ein kräftiger Farbakzent in den ansonsten eher schlichten Räumen. Man spürt, dass sich der Bürgermeister hier wohl fühlt.

Die in dieser Schrift skizzierten drei Portraits basieren auf intensiven Gesprächen, die am Rande eines Segeltörns geführt wurden. Gisela und Jörg W. Ziegenspeck ging es darum, die deutschen Küsten Mecklenburgs und Vorpommerns kennen zu lernen. Siebzig Tage nahmen sich beide Zeit, um von der Lübecker Bucht über Rostock und Stralsund die großen Inseln Rügen, Usedom und Wollin zu besuchen, wobei auch das „Festland“ nicht ausgespart wurde. Dabei begegneten sie vielen Menschen, die bereitwillig über ihr Leben, ihre Herkunft, die gemachten Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse Auskunft gaben.

Die Bedeutung solcher Begegnungen kann verallgemeinert werden:

Kommunikation will geübt sein, wenn wir uns im Ausland bewegen; dort erwartet man freundliche, interessierte und vorurteilsfreie Gäste, die Land und Leute akzeptieren und den Menschen in herzlicher Aufgeschlossenheit entgegentreten. Sprachliche Kompetenz kann sehr hilfreich sein, ersetzt aber nicht die gebotene Sensibilität und Höflichkeit, die beide auch nonverbal zum Tragen kommen. Bereisen wir Küsten des eigenen Landes, fällt es leichter, mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ins Gespräch zu kommen, aber es herrschen die gleichen Erwartungen wie im Ausland: Achtung, Respekt und Anerkennung wollen auch hier gezeigt werden. Wenn dann aber erste Brücken geschlagen sind, ist es im Inland natürlich sehr viel leichter, miteinander in ein vertiefendes Gespräch zu kommen, als im Ausland. „Ossis“ und „Wessis“ – diese Zuschreibungen stehen letztlich auch für gewachsene Unterschiede, wie sie zwischen Bewohnern von Bremen und Hamburg kaum relevant sein dürften, wohl aber für Begegnungen in Mecklenburg-Vorpommern. Zeigt man Interesse für die ganz anderen Bedingungen der Persönlichkeitsentfaltung während der Nachkriegszeit in einem restriktiven politischen System, kann das Eis schnell gebrochen werden – und dann kann es zu einem fast geschwisterlichen Gedanken- und Meinungsaustausch kommen, den wir doch alle begrüßen.

Und so waren die ausführlichen Gespräche mit der Pastorin aus Rerik, dem Bürgermeister und seiner Frau aus Kröslin und dem Ingenieur und Sozialwissenschaftler aus Lassen Schlüsselerlebnisse für die Segler aus Hamburg, die ihnen offenbarten, wie Menschen vor und nach der politischen Wende sich selbst verstanden, ihre Welt zu analysieren wussten und mit der jeweiligen Situation individuell, kritisch und zukunftsbezogen umzugehen gelernt hatten. Gleichzeitig dürfen die Gesprächspartner als Zeugen ihrer Zeit in unserem nun wiedervereinigten Land angesehen werden, die aus unterschiedlichen Perspektiven zu berichten und die Ereignisse zu bewerten wissen.

Und dennoch war diese Reise eine in ein – nach wie vor – „fernes Land“, zwar nicht mehr in dem Maße, wie es einst (1964) von den ZEIT-Redakteuren Marion Gräfin Dönhoff, Rudolf Walter Leonhardt und Theo Sommer erlebt wurde, die zwei Wochen auf Expedition durch Ostelbien gingen, den "spezifischen DDR-Geruch" einatmeten und "eine gewisse Tristesse" angesichts dieses "Freilichtmuseums deutscher Vergangenheit" ausmachten und verspürten. Sie redeten damals mit SED-, VEB-, LPG- und FDJ-Funktionären – meist freilich an ihnen vorbei.

Gisela und Jörg W. Ziegenspeck reisten dagegen sehr entspannt, unbeschwert und heiter durch wunderschöne Seelandschaften. Doch bei den Gesprächen hier und da merkte man rasch, dass noch ein langer Prozess vonnöten sein wird, damit wirklich zusammenwächst, was zusammengehört (Willy Brandt 1989) und nachbarschaftliche Nähe entsteht.

Die drei Gesprächsprotokolle mögen als Beitrag zu diesem anhaltenden und notwendigen Integrationsprozess verstanden werden. – Damit wäre dann auch die Absicht verraten, mit der der jeweilige Dialog gesucht und dankenswerterweise gefunden wurde.

**ISBN 978-3-940562-90-6**